

Goethes

Briefe an Friedrich August Wolf.

Herausgegeben

von

Michael Bernays.



Vgl. S. 67.

Berlin.

Druck und Verlag von Georg Reimer.

1868.

Heinrich von Sybel

in freundschaftlicher Verehrung

zugeeignet.

Einleitung.

Von den Briefen Goethes an Friedrich August Wolf, deren Originalhandschriften die königliche Bibliothek zu Berlin bewahrt, sind bisher schon einige öffentliche Mittheilungen gemacht worden: zwei Briefe von bedeutendem Inhalte ließ Wilhelm Körte in seiner übel zusammengestellten Lebensbeschreibung des großen Philologen abdrucken (1833); elf Briefe wurden im Auszuge veröffentlicht durch Heinrich Laube im zweiten Bande seiner Neuen Reisenovellen (1837). Diese lückenhaften Mittheilungen mußten den Wunsch nach einer vollständigen Kenntniß nur um so entschiedener hervorrufen; ohne Zweifel werden daher die Freunde der Literatur die hier erfolgende Bekanntmachung des Ganzen willkommen heißen.

Wer diese Briefe mit Aufmerksamkeit durchliest, wird sich zu den mannichfaltigsten Betrachtungen angeregt fühlen. Man beachtet den Verkehr zwischen dem Dichter und dem Philologen; man sieht, wie ein freundschaftliches Verhältniß entsteht und sich fester knüpft, und man will vor Allem sich ein deutliches Bild dieses Verhältnisses schaffen. Bald aber schweift der Blick über den engeren Blick dieser persönlichen Beziehungen hinaus: Goethe und Wolf, beide zeigen sich in den Gebieten ihres Wirkens und Schaffens als Herrscher; der eine waltet königlich in der Literatur seines Volkes, der andere hat der Alterthumswissenschaft den fruchtbaren Keim neuer Lebensentwickelungen mitgetheilt. Indem die beiden Großen zu einander in Beziehung treten, scheint sich die neu belebte Alterthumswissenschaft mit der in herrlicher Blüthe dastehenden Poesie zu berühren; und die Frage tritt uns nahe: welche Einwirkungen hat unsere Poesie, zur Zeit, da ihre Kräfte in der reichsten Entfaltung begriffen waren, von der Philologie empfangen, die durch Wolfs schöpferischen Geist frisch verjüngt und auf neue Bahnen gelenkt worden? oder hat gar eine heilsame Wechselwirkung zwischen deutscher Poesie und Philologie stattgefunden? und welche Stellung gebührt dem Philologen innerhalb der deutschen Literatur? —

Doch zu solchen weitergreifenden Betrachtungen dürfen wir uns hier nicht verlocken lassen. Indem wir uns die Erörterung dieser bedeutsamen

Fragen für einen anderen schicklichen Anlaß vorbehalten, müssen wir uns für diesmal bescheidenere Grenzen ziehen. Hier soll in anspruchsloser Form nur dasjenige zusammengestellt werden, was etwa zur Erläuterung der folgenden Briefe dienen möchte; und da aus diesen Briefen allein wohl kaum eine genügende Vorstellung von dem zwischen beiden Männern obwaltenden persönlichen Verhältnisse zu gewinnen ist, so mögen wir versuchen, das unvollkommene Bild wenigstens durch einige Striche zu ergänzen.

Goethe und Wolf sind zuerst im Sommer des Jahres 1795 einander nahe getreten. Zwar erinnerte sich Wolf noch gegen Ende des Jahres 1822 einer frühern Begegnung: auf der Büttnerschen Bibliothek zu Jena war er im Frühjahr 1786 mit dem Dichter zusammengetroffen,¹⁾ „der in der schönsten männlichen Kraft strahlte,“ und es hatte sich dort „ein langes Gespräch über die Aufstellung der unlängst angekommenen Bücher und über Bücherwesen und Unwesen überhaupt angeknüpft.“ Von diesem Zusammentreffen wird Goethe jedoch keinen nachhaltigen Eindruck bewahrt haben. Was der damals siebenundzwanzigjährige Professor, der 1783 seine Wirksamkeit in Halle begonnen, als Schriftsteller und Lehrer geleistet, konnte seinem Namen über den Kreis der Fachgenossen hinaus keine bedeutende Geltung verschafft haben. Freilich war die Ausgabe des Platonischen Symposion (1782) eine für jene Zeit höchst bemerkenswerthe Erscheinung; wer den Gang der philologischen Studien aufmerksam verfolgte, hätte wohl aus der Anlage des Ganzen, vornehmlich aber aus den in fernhaftem Deutsch abgefaßten einleitenden Aufsätzen, die Ueberzeugung gewinnen können, daß hier eine selbständige, dem Lessingschen Geiste verwandte Individualität in frischer Kraft sich äußere. Ohne Zweifel jedoch hatte Goethe von dieser Leistung nichts erfahren. Wolf aber konnte die Eigenart seines Wesens, die später in so ausgeprägter Bestimmtheit gleich auf den ersten Blick einem Jeden entgegentrat, damals noch nicht bis zu dem Grade entwickelt und gefestigt haben, daß sie auf den Dichter mit besonderer Anziehungskraft hätte wirken müssen. Beide standen einander gegenüber, wohl ohne zu vermuthen, daß kommende Jahre sie einst so nahe zusammen führen sollten.

Wie dem auch sei, so viel ist sicher, daß erst im Sommer 1795 ein persönlicher Verkehr eingeleitet ward; von diesem Zeitpunkte an rechnet Goethe, wie aus dem ersten Briefe vom 5. October 1795 hervorgeht, den Anfang der näheren Bekanntschaft.

¹⁾ Goethe war in den ersten Monaten des Jahres 1786 zu verschiedenen Malen in Jena; die Begegnung mag in den letzten Tagen des März oder April stattgefunden haben; vielleicht war Wolf einer von den „vielerlei Menschen,“ die er am 25. April in Jena gesehen. (Briefe an Frau von Stein 3, 253.)

Diese ward durch Wilhelm von Humboldt vermittelt, der damals mit Wolf den regsten Austausch wissenschaftlicher Ideen und eine auf die Gemeinsamkeit philologischer Studien gegründete Freundschaft unterhielt.²⁾ Goethe war am 31. Mai auf einige Tage nach Jena gegangen; dort traf er die beiden Freunde zur glücklichen Stunde beisammen. Er ward durch Wolfs Persönlichkeit entschieden angezogen; Humboldt that das Seinige, um den günstigen Eindruck zu verstärken und dauernd zu machen, indem er Goethen von dem wissenschaftlichen Charakter Wolfs einen deutlichen Begriff gab und ihn zu einer eingehenden Beschäftigung mit den Prolegomena anregte.

In der That war dieser Zeitpunkt, in welchem Goethe und Wolf einander sich näherten, einer der bedeutungsvollsten im Leben des großen Philologen. Dieser hatte eben das Werk vollendet, das er seit früher Jugendzeit schon im Geiste getragen, zu dem er in reiferen Jahren mit ausdauernder Geduld und besonnener Kraft den Grund gelegt, und das er endlich, nachdem er sich dieses festen Grundes hinlänglich versichert, mit benutzter Kunst planvoll ausführte; — das großartige, das kühne Werk, das dem Studium der homerischen und aller epischen Dichtung eine neue Seele gab³⁾ und weite überraschende Ansichten in die dunkle Urgeschichte der Poesie und Kultur eröffnete. So reiche Aufschlüsse auch dies Werk enthielt, noch reichere schien es zu verheissen; die gesammte Poesie des Alterthums erschien wie von einem neuen Lichte bestrahlt, die Grenzen der Forschung waren erweitert und für die historische Untersuchung in diesem Bereiche ein neues breites und sicheres Fundament gewonnen. Wo bis dahin eine schwächliche Aesthetik sich eingenistet und ungestört ihr Ansehen behauptet hatte, indem sie bald mit ängstlicher Klugelei aus den großen Schöpfungen des Alterthums kleinliche Gesetze ableitete, bald mit selbstzufriedenem Behagen ihren gehaltlosen Träumen den Werth geschichtlicher Wahrheiten beimaß, — in diesem bis dahin nur den wechselnden Gesetzen und Grillen des Geschmacks unterworfenen Gebiete zeigte plötzlich die historische Kritik ihr ernstes Nutzlitz, schritt festen Ganges einher und machte siegreich ihre Rechte geltend.⁴⁾

²⁾ Der Leser dieser Blätter bedarf kaum einer Hinweisung auf die scharfsinnige und gründliche Charakteristik, welche Haym in seiner Biographie Humboldts von diesem für beide Männer so überaus fruchtbaren Verhältnisse gegeben hat.

³⁾ *divinum opus, quo nos ad Homeri lectionem instituit.* Lehrs, Aristarch. p. 202.

⁴⁾ *Postremo, ut verbo defungar, tota quaestio nostra historica et critica est, non de optabili re, sed de re facta. Potest fieri, ut novae ex illa difficultates nascantur, ut augeatur etiam admirabilitas rei: quid ad nos? Amandae sunt artes, at reverenda est historia.* Vorrede zur Ausgabe des Homer von 1795.

Die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt ward nachgerufen. Es ist begreiflich, daß man in der That des kühnen Kritikers zuerst nur eine That der Zerstörung sah; die Persönlichkeit Homers, seit Jahrtausenden allverehrt an der Spitze der Dichter ragend, sollte auf einmal wie ein Nebelbild vor den Augen der Menschen verschwinden; die unvergänglichen Werke, die ein Geschlecht dem andern als die herrlichsten Musterbilder dichterischer Kunst preisend überliefert hatte, sie sollten nicht mehr als Erzeugnisse des höchsten, bewußtvoll schaffenden Dichtergeistes gelten: sie sollten vielmehr, wie man es sich ungeschickt genug vorstellte,⁵⁾ aus vielen, zufällig hie und da entstandenen Gedichten kümmerlich zusammengesezt worden sein. Es konnte nicht fehlen, daß der erste Eindruck der Prolegomena von einem ungläubigen Staunen, ja von einem dumpfen Schrecken begleitet war. An dem Allerheiligsten der Poesie war ein frecher Kirchenraub begangen; man fühlte sich auf das schmerzlichste berührt; und doch durfte man dem, der sich der That vermessend, die gerechteste Bewunderung nicht versagen: er hatte in sein Werk nicht blos die lebendige Fülle gebiegener Gelehrsamkeit niedergelegt, er hatte nicht blos seine darstellende Kunst an dem schwierigen Stoffe glänzend bewährt, — er hatte sich zugleich als einen Geist von wahrhaft schöpferischer Kraft gezeigt, er hatte sich zum Haupte der deutschen Philologie erhoben.

Eben begann dieser erste Eindruck mit voller Macht sich über die literarische Welt zu verbreiten, als Goethe um die Mitte des Jahres 1795 mit dem Verfasser der Prolegomena in Jena zusammentraf.⁶⁾ Ihm war das Werk nicht unbekannt geblieben; aber er hatte es keineswegs als eine tröstliche Erscheinung begrüßen können. Die wissenschaftliche Bedeutung dieser Arbeit schien ihm einzuleuchten; aber mit den Resultaten, zu denen

⁵⁾ Am crudesten wird diese lächerliche Vorstellung ausgesprochen in einem seltsam verunglückten Schriftchen, das J. G. Schloffer unter dem Titel „Homer und die Homeriden. Eine Erzählung vom Parnas“ (Hamburg 1798 bey Friedrich Perthes) anonym erscheinen ließ. Schloffer war damals in einem hitzigen Anfechtungszustand gegen die kritische Philosophie begriffen, und zeigte sich immer bereit, dieser verhassten Feindin alles Unheil zuzuschreiben, das über die sittliche und literarische Welt hereinbrach. Sie muß denn auch hier die Schuld für den am Homer begangenen Frevel tragen, obgleich der Frevel, wie wir wissen, sich niemals durch philosophische Verführungskünste hatte kirren lassen. — Auf S. 8 läßt Schloffer den Aristarch in der Versammlung der alten Dichter und Philosophen laut klagen: „Siehe, Vater Homer, dieser Böfewicht hat hier unter allen Schatten auf dem Parnas ausgebreitet, daß du deine Gedichte nicht selbst gemacht hättest, sondern daß ein paar Duzend anderer Pirsche, Jupiter weiß wer, einer hier, einer dort, einen Lappen dazu hergegeben hat“ u. s. w. — Aboll aber thut schließlich den beschwichtigenden Ausspruch: (S. 29) „Wisse, die Leute haben sich an ihrem Herzen versündigt, darum schicke ich ihnen falsche Propheten, die ihnen, da sie selbst nichts Schönes machen können, auch das Schöne, das sie ererbt haben, verderben müssen! bey denen, die nicht sündigten, bleibt Homers Name immer unbesleckt.“

⁶⁾ Förte irrt in der Angabe (I, 277), daß Wolf damals von Jena aus auch Weimar besuchte.

die Untersuchung hinführte, mochte seine Künstlernatur sich nicht sogleich befreunden. Auch er schien geneigt, in dem Meisterwerke literarhistorischer Forschung ein Erzeugniß kritischer Zerstörungslust zu erblicken. Was er beim ersten Lesen der Prolegomena empfand, verrathen uns die Worte, die er am 17. Mai an Schiller richtet: „Wolfs Vorrede zur Ilias habe ich gelesen, sie ist interessant genug, hat mich aber schlecht erbaut. Die Idee mag gut sein, und die Bemühung ist respektabel, wenn nur nicht diese Herrn, um ihre schwachen Flanken zu decken, gelegentlich die fruchtbarsten Gärten des ästhetischen Reichs verwüsten und in leibige Verschauungen verwandeln müßten. Und am Ende ist mehr subjektives als man denkt in diesem ganzen Krame. Ich freue mich bald mit Ihnen darüber zu sprechen. Eine tüchtige Epistel habe ich diesen Freunden dereinst zugebacht.“

Man sieht, der Künstler erhebt Einspruch gegen das, was ihm als Anmaßung der historischen Kritik erscheint. Es wird ihm unbehaglich zu Muth, da eine fremde Macht, die er doch in gewissem Sinne anerkennen muß, in die geweihten Bezirke eindringen will, wo allein der Kunst Herrscher- und Richteramt gebührt.

Und wie natürlich ist es, daß solcher Mißmuth sich in ihm regt, daß dieser geheime Widerwille ihn beschleicht! Auch er hatte sich in die homerische Welt eingewohnt und eingelebt; auch er hatte sich mit dem Geiste, der mit ewigem Leben diese Gedichte durchbringt, in seiner Weise vertraut gemacht; die homerischen Gefänge waren ihm zu unverjägbarren Quellen dichterischer Begeisterung, künstlerischen Entzückens geworden; er hatte diese Schöpfungen in lebendigem Anschauen, er hatte sie denkend, fühlend und forschend zu erfassen gesucht; — aber er hatte ihnen doch stets nur als hellblickender Künstler gegenüber gestanden, der sich des Daseins dieser Wunderwerke freute. Er konnte sich nicht aufgefordert fühlen, seine Anschauung auf die frühesten Kulturzustände zurückzulenken, um dort nachzuspüren, wie diese Werke zum Dasein gelangen mochten; es mußte ihn unnuthig stimmen, wenn er das zu herrlicher Einheit Zusammengefügte in dieser Weise vor seiner Phantasie gleichsam in die einzelnen Bestandtheile wieder aufgelöst sah. Die Lust, die ihm aus Wolfs kritischem Werke entgegenwehte, mußte ihn kalt und schneidend berühren.

Die Erfahrung, die er in später Zeit gegen Zelter aussprach, „daß ihm der Homer anders aussehe, als vor zehn Jahren, und daß der Altvater gar verschiedene Gesichter schneide,“⁷⁾ diese Erfahrung war ihm

⁷⁾ „Nese ich nun den Homer, so sieht er anders aus als vor zehn Jahren; würde man dreihundert Jahre alt, so würde er immer anders aussehen. Um sich hievon

schon damals zu Theil geworden, als er den ersten Blick in die Prolegomena warf. In der That, wie vielfach hatte sich ihm das Aussehen Homers verändert, seit den Knabenzeiten, da er in der Sammlung der merkwürdigsten Reisegeſchichten die Beſchreibung von der Eroberung des trojanischen Reichs gefunden und mit Begierde geſeſen (Werke Bd. 24, S. 61), bis zu dem Augenblicke, da ihm unter den Wundern der ſüdlichen Natur in Sicilien die Odysſee als ein lebendiges Wort aufging (28, 243)! Wenn der Knabe ſich die Einbildungskraft verborben hatte durch die franzöſiſch aufgeputzten Heldenfiguren, mit denen die Beſchreibung des trojanischen Krieges geziert war, ſo hatte der lebendig begeisterte Jüngling um ſo eifriger nach reiner Erkenntniß, nach ungetrübter Anſchauung geſtrebt. In Straßburg, wo er der beengenden Feſſeln franzöſiſcher Bildung ledig ward, öffnete ſich ihm der friſche Blick über die weiten Gebiete der Welt- und Völkeroeſie. Die Bibel, die Poeſie der orientaliſchen Vorzeit ward ihm von neuem und in einem neuen Sinne lebendig; neben Shakeſpeare und dem Volkſliede trat Homer, gleich einer großen Naturmacht, an ihn heran. Die Jugendkraft ſeines Geiſtes wuchs im Verkehr mit dieſen zu ernchter Jugend auferſtehenden Göttererſcheinungen der Poeſie. *) Von jener Zeit an blieb ſein Geiſt heimlich in der homerischen Welt; ſeine Phantaſie ſchniegte ſich in inniger Gemeinſchaft den Vorſtellungen und Gefühlen an, die aus jener Welt ihr vertraulich entgegenkamen.

Seine eigenen Dichtungen, die ſich in ganz anderen Regionen ergingen, konnten ihn der genußreichen Beſchäftigung mit den Alten nicht auf die Dauer entfremden; unter dieſen aber ſtand ihm Homer meiſt in nächſter Nähe. Um die Mitte des Jahres 1772 konnte er an Herder ſchreiben, daß während der letzten Zeit die Griechen ſein einzig Studium geweſen; und auch bei dieſem Anlaſſe nennt er Homer in erſter Reihe. Trotz unzulänglicher Kenntniß der Sprache ließ er doch das Original nicht aus den Augen; er ſuchte ſich ihm vielmehr ſo nahe wie möglich zu halten. Er wollte wenigſtens den Hauch der homerischen Rede ſpüren; es war, als müßte ihm dieſer ein liebevolles, ahnungsreiches Verſtändniß beleben. Wenn er ſeine Schweſter in die Wunderwelt des antiken Epos einführte, ſo war er mit erfinderiſcher Sorgfalt darauf bedacht, ihr den

zu überzeugen, blide man nur rückwärts; von den Piſiſtraten bis zu unſerem Wolf ſchneidet der Altvater gar verſchiedene Geſichter.“ 8. Auguſt 1822.

*) Der Mann, der zu dieſer Entwicklung des Goetheſchen Geiſtes den beſtimmenden Anstoß gegeben, Herder, ſchreibt in ſeiner Weiſe an Merck: „Goethe ſtieg Homer in Straßburg zu leſen an und alle Helden wurden bei ihm ſo schön groß und frei wachende Störche; er ſteht mir allemal vor, wenn ich an eine ſo recht ehrliche Stelle komme, da der Altvater über ſeine Leier ſieht (wenn er ſehen konnte) und in ſeinen anſehnlichen Bart lächelt.“ Briefe an Merck (1835) S. 44.

Gehalt der homerischen Worte so ausdrucksvoll und lebendig zu überliefern, als ob er ihn unmittelbar aus der griechischen Quelle geschöpft hätte.⁹⁾ Bei allem Wechsel seiner Neigungen und Studien schien es doch zuweilen, als wolle er diese Studien fortan mit vorzüglicher Liebe pflegen. Er begiebt sich im Frühjahr 1772 nach Wezlar an das Reichskammergericht; dort soll er sich nach dem Willen seines Vaters, wie Kestner sagt, „in Praxi umsehen;“ er selbst aber hegt, wie Kestner anzugeben weiß, einen ganz anderen Voratz; obgleich er „seiner Handthierung nach Dr. Juris“ ist, so will er doch lieber „den Homer, Pinbar¹⁰⁾ u. s. w. studiren, und was sein Genie, seine Denkungsart und sein Herz ihm weiter für Beschäftigungen eingeben würden.“

Die bewegte Thätigkeit auf dem Gebiete der Alterthumsstudien kam den Neigungen des Dichters fördernd entgegen. Ihm widerfuhr auch hier, was ihm während seines Lebens- und Bildungsganges so oft zu seinem Heil widerfahren sollte: durch die Bestrebungen der Mitlebenden ward es ihm im günstigsten Momente erleichtert, dasjenige zu erreichen, was er verlangte und bedurfte. Auch hier offenbarte sich der geheimnißvolle, aber unteugbare Zusammenhang, der zwischen dem Genius, seinem Wünschen und Wollen, und den edelsten, fruchtbarsten Regungen seines Zeitalters waltet.

Denn in jenen Jahren, als der jugendliche Goethe die homerische Welt seinem Geiste anzueignen strebte, begann eine neue Epoche für die Anschauung, für das lebendig ergreifende Verständniß Homers. Bis dahin hatte dieser in der Reihe der epischen Kunstdichter seinen ungeziemen- den Platz gehabt; mit diesen, als mit seinen gleichstehenden Genossen, ward er verglichen, und oft genug fiel eine solche schmähliche Vergleichung

⁹⁾ Ein Brief an Frau von La Roche, in der zweiten Hälfte des Jahres 1774 geschrieben, giebt uns jetzt einen eben so ausführlichen, wie ergelichen Aufschluß über die Methode, die er sich zur Bezwingung des griechischen Homer erfunden hatte, und die er mit beredtem Eifer auch Andern empfahl, welche, gleich ihm, ohne hinlängliche grammatische Weihe in die Mysterien der Urschrift einbringen wollten. Diesen köstlichen Brief hat Classen bekannt gemacht in den Anmerkungen zu dem gehaltvollen Vortrage, mit welchem er die Versammlung der Philologen in Goethes Vaterstadt 1861 eröffnete.

¹⁰⁾ Und Kestner war durchaus nicht falsch berichtet, wenn er hier Pinbar dem Homer zugesellte. Wie mächtig der Thebanische Sänger damals dem jungen Goethe Sinn und Gemüth bewegte, könnten wir schon aus „Wandrer's Sturmlied“ erkennen, wenn wir auch nicht ein ausdrückliches Zeugniß dafür besäßen in dem Briefe an Herder aus dem Sommer 1772 (Aus Herders Nachlaß S. 37—43). — Ein Denkmal seiner damaligen liebevollen Beschäftigung mit Pinbars Poesie ist uns erhalten in einer Uebersetzung der fünften Olympischen Ode. Hirzel besitz die- selbe in Goethes eigener Handschrift und hat mir die Veröffentlichung freundlich gestattet. — Was Goethe in späteren Jahren gelegentlich über Pinbar äußert (man sehe besonders Bd. 38, 301), läßt nicht gerade vermuthen, daß ihm der Dichter und seine Dichtungsweise in bestimmten Zügen vor der Einbildungskraft standen.

zu seinen Ungunsten aus. Aus jener Reihe ward er nun herausgehoben; es ward gefühlt, daß die von den Lehrmeistern der modernen Poetik erkügelten Regeln auf ihn nicht anzuwenden seien, daß er selbständig für sich allein stehe und nur aus sich selbst erkannt und beurtheilt werden dürfe. Während man in jener Zeit so eifrig beflissen war, über das Wesen des Genies in's Klare zu kommen, suchte man auch in das „Originalgenie“ Homers einzubringen. Seine Werke fingen an als ein Zeugniß der Natur zu gelten und zugleich erschienen sie selbst als eine zweite Natur. Gelehrte Forscher und gebildete, dem Alterthum befreundete Reisende wetteiferten in dem ernstlichen Bemühen, jenen — wenn man so sagen darf — Naturcharakter der homerischen Poesie in's Licht zu setzen, die Dichtung auf den Boden der Natur, dem sie entsprungen war, zurückzuführen.¹¹⁾ Was zu diesem Zwecke geleistet ward, fand bei Goethe die freudigste Anerkennung. Als Robert Woods Essay on the original genius of Homer (1769), dessen Lob Heyne schon verkündigt hatte, dem deutschen Publicum durch Uebersetzung zugänglich ward (1773), begrüßte er das anregende Werk mit warmer Theilnahme;¹²⁾ gegen solche, die mit ungeweihter Hand sich an das Heiligthum der homerischen Poesie wagten, erhob er sich mit kräftigem Ingrimme, in begeisterter Scheltrede.¹³⁾ Er konnte es nicht fassen, wie man, von Ilias und Odyssee sprechend, sich mit dem herkömmlichen gelehrten Floskelkram noch immerfort begnügen mochte. Homer war ihm zu einem Evangelium der Natur geworden. Beständig schweben vor seiner Phantasie die olympischen Göttergestalten; und wenn er an Kestner schreibt, dann stehen sie ihm zur Seite, die goldne Venus und der Bote Mercurius, den die göttlichen Sohlen, die schönen, goldnen, dahintragen über das unfruchtbare Meer und die unendliche Erde mit dem Hauche des Windes.¹⁴⁾ Selbst der innere Drang, der ihn zur bildenden Kunst hintrieb, mußte ihn auch immer wieder in die Nähe Homers führen; der Künstler betet am Morgen, ehe er sein Tagewerk beginnt,

¹¹⁾ Zurückblickend auf diese Zeit und ihre Bestrebungen, sagt Goethe in Dichtung und Wahrheit (26, 145): „Glücklich ist immer die Epoche einer Literatur, wenn große Werke der Vergangenheit wieder einmal aufthauen und an die Tagesordnung kommen, weil sie alsdann eine vollkommen frische Wirkung hervorbringen. Auch das homerische Licht ging uns neu wieder auf und zwar recht im Sinne der Zeit, die ein solches Erscheinen höchst begünstigte: denn das beständige Hinweisen auf Natur bewirkte zuletzt, daß man auch die Werke der Alten von dieser Seite betrachten lernte.“

¹²⁾ In den Frankfurter gelehrten Anzeigen 1773, 23. April. — Das Werk des französischen Kaufmanns Guys, dessen Goethe ebenfalls gedenkt, war 1772, 27. November, angezeigt worden.

¹³⁾ Zu diesen Zornesäußerungen veranlaßten ihn Seybolds Schreiben über den Homer und die in Würzburg erschienenen Franken zur griechischen Literatur. Siehe die Frankfurter gelehrten Anzeigen 1772, 11. und 15. September.

¹⁴⁾ Goethe und Werther. S. 136.

Anbacht liturgischer Lektion
Im heiligen Homer.¹⁵⁾

Das Gemüth, vom Sturme der Leidenschaften bewegt und im unseligen Widerstreit mit sich selbst zerrissen, erholt und erquickt sich am ruhigen Gleichmaß der homerischen Darstellung: hier vernimmt Werther den „Wiegengefang, mit dem er sein empörtes Herz zur Ruhe lullt;“ hierher, in die Zustände voll patriarchalischer Einfachheit, mag er gern sich flüchten, wenn sein Herz vom Zwang conventioneller Verhältnisse bedrückt wird; und so darf denn auch Werther aus Goethes Herzen heraus, mit ungekünstelter Innigkeit, von seinem Homer sprechen.¹⁶⁾

Auch nachdem Goethe in neue Lebensverhältnisse eingetreten war, blieb sein Sinn dem Homer zugewandt. Raun ist er in Weimar angelangt, so benutzt er schon den eben gewonnenen Einfluß, um einem Unternehmen förderlich zu sein, das dem deutschen Volke einen deutschen Homer zu versprechen schien: er muntert Bürger in schönen und herzlichen Worten auf, die in jambischen Versen begonnene Uebersetzung der Ilias fortzuführen, und begleitet seine ermunternden Worte mit dem Anerbieten einer beträchtlichen Unterstützung.¹⁷⁾

Und die Jugendliebe zum Homer erkaltet nicht, während er in andere Pfade des Denkens und Dichtens einlenkt. Wenn er, das Land durchstreichend, die Einfachheit der Natur, die Einfachheit menschlicher Zustände wahrnimmt, ergreift ihn die Erinnerung an die Welt Homers; es ist bezeichnend genug, daß er am Weihnachtstage 1775 dem Herzog schreibt: „den Pfarver laß ich fragen, ob er die Odyssee nicht hat; und hat er

¹⁵⁾ Künstlers Morgenlied; zuerst gedruckt 1776.

¹⁶⁾ Worüber sich Lichtenberg (Vermischte Schriften 2, 27) einige spöttische Bemerkungen erlaubt, die allerdings Goethe nicht treffen können, aber an und für sich gar nicht ungerechtfertigt sind.

¹⁷⁾ Im ersten Bande des deutschen Museums von 1776 hatte Bürger von neuem eine Probe seiner Uebersetzung veröffentlicht — (die erste war schon 1771 in Kloegens Bibliothek der schönen Wissenschaften erschienen) und in einem „Prolog an's deutsche Publikum“ angefragt, ob er auf eine freundliche Theilnahme für sein Werk rechnen könne. Hierauf erließ Goethe von Weimar aus, am 29. Februar 1776, eine „beidseitige Antwort auf Bürgers Anfrage wegen Uebersetzung des Homers“ (Teutsch. Merkur 1776, Februar 193 f.), über welche Bürger sich freudig äußert in einem Briefe an Gleim vom 11. März: „das Weimarsche Publicum thut ein Ding, dergleichen in unserem lieben Vaterlande noch nie erhört worden ist. Denn die fürstliche Familie und der Hof machen sich zu einem freiwilligen Geschenk von 63 Louis'd'or auf den Fall anheischig, daß ich die Ilias zu vollenden verspreche, und verlangen dafür nicht einmal ein Exemplar.“ — (Vergleiche dazu Goethe an Carl August 23. December 1823. Was Böttiger in den Literarischen Zuständen und Zeitgenossen I, 223 über diese Angelegenheit zu erzählen weiß, ist, wie gewöhnlich, aus Wahrem und Falschem zusammengemischt.) In jener „Antwort“ spricht Goethe von der „goldnen, einfachen, lebendigen Bestimmtheit des Originals.“ — Mit einiger Verwunderung vermißt man Goethes Namen in dem Verzeichniß der Subscribenten auf die Bossische „Odyssee“ von 1781.

sie nicht, so schick' ich nach Jena, denn unmöglich ist die zu entbehren in dieser homerisch einfachen Welt.“ Je mehr aber seine eigene Dichtung sich den Formen des Alterthums annähert, dem Geiste des Alterthums verwandter wird, um so mehr befestigt sich auch das Verhältniß zu dem Urdichter, in dessen Schöpfungen sich Natur und Kunst zu einer wunderbaren Einheit verbinden und zusammenschließen. Der Aufenthalt in Italien verlieh diesem Verhältnisse gleichsam die letzte Weihe und theilte ihm eine noch erhöhte Innigkeit mit. Dort, wo der Dichter, unter den „Resten heiliger Vergangenheit“ wandelnd, seine ganze Natur wie vom Hauche eines frischen Jugendlebens kräftig erneuert fühlte, dort, wo er in die aufgeschlossene Herrlichkeit des Alterthums, schaffend und genießend, sich versenkte und in diesem Genuß das Vollgefühl seiner Kraft wieder fand, dort mußte auch sein Verständniß Homers an Tiefe und Lebendigkeit gewinnen. Es fiel ihm, er sagt es selbst, wie eine Decke von den Augen. Was er früher mit Entzücken geahnt und empfunden, das ward ihm hier bis zur sinnlichen Deutlichkeit klar. Die unmittelbare Anschauung überzeugte ihn, daß Alles, was in jenen Werken als poetisch erscheine, nur der Ausdruck der höchsten und reinsten Naturwahrheit sei,¹⁹⁾ und diese Erkenntniß öffnete ihm zugleich den Blick, daß er mit vollkommener Klarheit sah, worin eigentlich der Unterschied zwischen der Kunst und Kunstübung der Alten und der Neuere begründet sei. Er wollte sich nicht damit begnügen, die Welt, die er in den homerischen Dichtungen erblickte, vor seiner Anschauung und Empfindung wieder ausleben zu lassen; er wollte sie vielmehr mit dichterischer Kraft in einem, von dem Geiste der homerischen Poesie erfüllten Werke frei und selbständig darstellen: Iphigenie sollte in der Tochter des Atkinoos eine liebliche Schwester erhalten. Gewiß hätte Goethe in dem dramatischen Gedichte von der Naufikaa seiner Liebe zum Homer das schönste Denkmal stiften können. Wir besitzen nur eine geringe Anzahl von Versen, in denen der Dichter den Anfang macht, seine mit so vieler Lebhaftigkeit schon ausgebildeten Gedanken zu verkörpern; aber auch diese wenigen Bruchstücke mögen uns zeigen, wie innig sich der Deutsche an Geist und Wort des Griechen anschließen wollte.¹⁹⁾

¹⁸⁾ Mit den vielfältigen Aeußerungen, die in den Reisebriefen niedergelegt sind, stimmen durchaus die Worte, die er am 14. Februar 1798 an Schiller richtete: „Uns Bewohner des Mittellandes entzückt zwar die Odyssee, es ist aber nur der sittliche Theil des Gedichts, der eigentlich auf uns wirkt; dem ganzen beschreibenden Theile hilft unsere Imagination nur unvollkommen und kümmerlich nach. In welchem Glanze aber dieses Gedicht vor mir erschien, als ich Gefänge desselben in Neapel und Sicilien las! Es war, als wenn man ein eingeschlagenes Bild mit Firniß überzieht, wodurch das Werk zugleich deutlich und in Harmonie erscheint. Ich gestehe, daß es mir aufhörte, ein Gedicht zu sein, es schien die Natur selbst —“

¹⁹⁾ So haben z. B. zu dem Gleichnisse Bd. 57, 317 „Und wie der arme letzte Brand |

Heimkehrend aus Italien, brachte er die glanzreiche Anschauung der alten Poesie und Kunst als herrlichsten Gewinn mit sich zurück. Sie konnte ihn fortan nicht mehr verlassen; sie mußte ihn trösten, sie mußte ihm ersetzen, was er durch die Entfernung von Italien eingebüßt. Immer unterschiedener, immer strenger ward das Bestreben des Dichters, sich mit seinem Sinnen und Schaffen auf den Boden des Alterthums zu versetzen; die Kluft sollte ausgefüllt werden, die ihn von jenem, durch alle Segnungen der Kunst beglückten Zeitalter trennte. So konnte denn auch Homer ihm nie in die Ferne treten. Goethe wußte in seinem Kreise die Theilnahme für das alte Epos rege zu erhalten; ja, noch kurz ehe er mit dem Wolffschen Werke bekannt ward, in dem Winter von 1794 auf 95, hatte er mit seinen Freunden sich zu einem gemeinschaftlichen Genuße der homerischen Dichtungen vereinigt.²⁰⁾ Man kam allwöchentlich zusammen; Goethe trug die Ilias in der Vossischen Uebersetzung vor. —

Wir sehen, Goethe durfte sich mit Recht als einen alten Vertrauten Homers betrachten; das Schicksal, das diesem von den Händen einer unbarmherzigen Kritik bereitet ward, durfte ihn nicht unbekümmert lassen. Wird er sich der so ganz veränderten Ansicht zuneigen, vor welcher die Person des Dichters zu verschwinden und selbst das wohlgefügte Ganze der Dichtungen sich ohne mächtigen inneren Halt aufzulösen scheint? —

Zuvörderst suchte Goethe sich das Verdienst der Wolffschen Untersuchung klar zu machen. Der erste unbehagliche Eindruck war überwunden. Sobald er sich zu einer vorurtheilsfreien Betrachtung des Werkes entschloß, sobald er sich mit geduldiger Aufmerksamkeit in den inneren Gehalt der Darstellung einließ und bis zum Kerne des Ganzen vordrang, sobald mußte er auch von dem Geiste der Kritik, der hier waltete, ergriffen und gefesselt werden. Ueberall, wo er, im Leben wie in der Wissenschaft, Licht und Klarheit, wo er helle Besonnenheit und eine daraus hervorgehende Zuversicht wahrnahm, da ward es ihm wohl, da ward er festgehalten. Und hier fand er diese Eigenschaften auf der höchsten Stufe ihrer Ausbildung. Hätte selbst der Gegenstand der Forschung ihn gleichgültig gelassen, die Methode der Forschung hätte ihn gewinnen müssen. Derselbe Kritiker, der, angenommener Meinungen nicht achtend, kühn und

Von großer Herdesgluth“ u. s. w. die letzten Verse des fünften Buchs der Odyssee die unverkennbare Anregung gegeben.

²⁰⁾ Einiges aus den Verhandlungen, die bei diesen „ästhetisch-kritischen“ Sessionen gepflogen wurden, hat Büttiger aufbewahrt: Lit. Zust. u. Zeitgen. I, 81—87. Dieser homerischen Unterhaltungen gedenkt auch Schiller, an Goethe 29. November 1794: „Herr von Humboldt ist noch ganz voll von dem Eindrücke, den Ihre Art, den Homer vorzutragen, auf ihn gemacht hat.“ — Vgl. Goethe an Schiller, 27. November u. 2. December.